

## Brod oder Tod!

Sizilianischer Roman

Woldemar Urban.

(Fortsetzung.)

„Ich bin nur müde,“ erwiderte sie. „Das ist es nicht,“ fuhr er ruhig, aber bestimmt und überlegt fort. „Ich habe es wohl bemerkt. Seitdem Du dem Herrn De Luca begegnet bist, hast Du kein frohes Wort mehr über die Lippen gebracht.“

„Ich bitte Dich,“ unterbrach sie ihn rasch, „sage aber dann nichts mehr.“

„Was?“ fragte er.

„Dass mir Zeit,“ bat sie leise.

Es trat eine Pause ein. Die Zimmer, die für sie eingerichtet worden waren, lagen im ersten Stock, abseits der Straße nach dem Park hinaus.

Qualitieri hatte die ganze Aufmerksamkeit gehabt, sie in derselben Weise, zum Teil sogar mit denselben Wörtern, Nippfächchen und Gebrauchsgegenständen, einzurichten wie ihre Mädchenszimmer im Waterhouse. Sie ließ einen kleinen Schrei der Überraschung aus, als sie eintrat. Sie hätte sich nachdrücklich dabei glauben können.

„Gabe ich es recht gemacht, Ghela?“ fragte er leise.

„Ich danke Dir,“ sagte sie.

Dann nahm er sie in die Arme und drückte sie so innig gegen seine Brust, daß sie sich nicht rühren konnte.

Sie schrak. Es lag in der Umarmung etwas so Stürmisches, Leidenschaftliches und Gewalttätiges, daß sie im ersten Augenblick wie gelähmt davon war.

„Laß mich,“ bat sie dann ängstlich, „laß mich,“ bat sie dann ängstlich, „laß mich,“ bat sie dann ängstlich.

„Ich bitte Dich, laß mich allein,“ bat sie dann ängstlich.

„Ghela!“ rief er betroffen.

„Du bist so wild, so — Bitte, sei mir nicht böse,“ bat sie dann ängstlich.

„Ich muß ruhen, Bitte, laß mich allein,“ bat sie dann ängstlich.

„Er sah ihr in's Gesicht. Sie sah wirklich angegriffen, bleich und ängstlich aus, ihr ganzes Wesen war wie verfürzt, ihr Blick unruhig und ungestillt.“

„Ich werde Dir das Mädchen senden, damit sie Dir beim Auskleiden hilft,“ sagte er endlich.

„Nein, nein, laß mich allein,“ bat sie dann ängstlich.

„Ich werde mir schon selbst helfen,“ bat sie dann ängstlich.

„Er küßte sie nochmals auf die Stirn und sah sie ängstlich an. Es wurde ihm offenbar schmerz, jetzt von ihr zu gehen, aber in ihrem Blick lag etwas, dem er nicht widerstehen konnte.“

Qualitieri hatte, wie alle Sizilianer, etwas Rauhes und Hartes in seinen Sitten und Gewohnheiten, für gleichförmige Sentimentalitäten hatte er keinen Sinn. Und doch rührte ihn der bittende Blick Ghelas. Er liebte sie mit der ganzen stürmischen Gewalt seines Naturells, aber über das Reine, Fromme und Heilige in ihrem Blick kam er nicht hinweg, wohl gerade, weil er sie liebte.

Er ging. Raum war sein Tritt verhallt, als sie die Thür ihres Schlafzimmers verschloß. Dann breitete sie die Arme weit aus und richtete die Augen aufwärts, als ob sie beten wollte. Im nächsten Augenblick brach sie aber schluchzend in einem Sessel zusammen und weinte bitterlich.

Sie wußte nicht, wie lange sie so gelegen, als plötzlich durch die offene Balkontür erregte Stimmen zu ihr in's Zimmer drangen, die sie aus ihrer Betäubung aufweckten. Es war schon finster draußen. Ghela erhob sich und ging laufend nach dem Balkon.

„Es paßt sich nicht,“ hörte sie die Stimme Qualitieris hart und heftig sagen.

Gleich darauf die ebenfalls in ganz ungewöhnlicher Weise erregte Stimme Ubbas: „Ich bin kein Kind und kann wohl selbst entscheiden, ob ich etwas Passendes oder Unpassendes thue.“

Wenn mir Enrico etwas in's Ohr sagt und mir dabei die Wangen mit den Lippen streift, was ist dabei? Und wenn es mir gefällt, so habe ich ihm auch das andere Ohr hin und die andere Wange, ganz gleichgültig, ob es Dir gefällt oder nicht, oder ob Du es für passend findest oder nicht.“

„Ubbas!“ hörte Ghela wieder die Stimme Qualitieris, erlautet und vorwurfsvoll.

„Es ist mir ganz gleichgültig, ob ich Deinen Befehl habe oder nicht,“ fuhr das junge Mädchen entsetzt fort. „Wenn Du offen und ehrlich mit uns wärest, so hättest Du mir schon längst sagen müssen, von wem Enrico einen Korb bekommen haben soll, wie Du behauptest. Hätte ich Enrico gesagt, von wem mir das mitgeteilt worden ist, er hätte Dich wahrhaftig geohrfeigt.“

„Ich werde —“ begann Qualitieri. Aber seine Schwester war offenbar zu erregt, als daß sie ruhig zuhören konnte, und fuhr fort: „Ich gehe nicht in's Kloster,“ rief sie außer sich, „ich werde keine Wartefrau für kranke Leute, Qualitieri. Nimm Dich in acht. Wenn Du glaubst, die aufrichtige und ehrliche Zuneigung zweier Herzen durch eine infame Lüge zerbrechen zu können, so bist Du im Irrium. Bei Gott, ich wüßte nicht, was ich thäte, wenn ein Anderer so etwas vorbrächte.“

„Wißt Du nicht so gut sein und mich noch einmal sprechen lassen?“ fragte Qualitieri.

„Es lohnt nicht der Mühe.“

„Vielleicht doch. Zunächst höre ich aus Deinen Worten nicht Dich, son-

dern nur den Professor Taleri heraus. Was Dir dieser alles eingeblasen, das bringst Du hier wieder zu Tage.“

„Und was ändert das?“

„Wie! Wenn das nicht der Fall wäre, so müßte ich ganz anders mit Dir reden.“

„Ich was?“

„Bitte, höre mir endlich einmal zu. Ich halte alles aufrecht, was ich Dir über den Professor Taleri gesagt habe, und wenn ich Dir die Dame, um die es sich dabei handelt und die Du genau kennst, jetzt noch nicht nennen kann, so hat das seine besonderen Gründe. Die Dame hat inzwischen geheiratet und würde es theils deshalb, theils auch weil sie Dich liebt und Dir kein Herzeleid bereiten will, ableugnen, mit Taleri ein Verhältnis gehabt zu haben.“

„Sage mir ihren Namen! Sage mir ihren Namen!“ rief Lydia heftig.

„Nur, wenn Du mir bei Deiner Ehre versprichst, keinen Gebrauch davon zu machen, weder gegenüber der Dame selbst noch Taleri gegenüber, bis ich es Dir ausdrücklich erlaube.“

„Ich verspreche alles, was Du willst, aber sage mir den Namen.“

„Ghela!“ sagte er leise.

„Ubb!“ Das ist nicht wahr!“ rief Lydia empört.

„Bitte. Glaubst Du, daß Taleri mir weiß, wie viele Monate in das Haus des Commendatore bei Falconari gekommen ist, nur um sie Kunstgeschick zu lehren? Sei doch nicht so naiv, Lydia. Ich weiß selber nicht, wie weit er im Uebrigen mit Ghela gekommen ist, und wie die Sache sich zugeht, nur so viel weiß ich, daß ihn Ghela hat gründlich abfallen lassen.“

„Woher weißt Du das?“

„Von Ghela selbst.“

Die Stimmen verhallten. Die Geschwister entfernten sich immer weiter und waren endlich ganz außer Hörweite, aber Ghela stand noch immer mit starrem Blick, als die Balkontür geöffnet, und sah in das Dunkel hinaus. Sie wußte ja selbst am besten, daß sie nie in dieser Weise mit Qualitieri gesprochen, aber gerade das lag wie ein Alp auf ihr. Wenn Qualitieri an der Partie zwischen Lydia und Professor Taleri etwas auszusagen hatte, warum nicht offen und ehrlich mit seinen Gründen herausgehen? Warum lügen? Die Möglichkeit, daß seine Beiden gegen diese Verbindung bei Qualitieri vorhanden waren, war ja nicht ausgeschlossen. Warum verschwiegen er sie? Warum dieses Versteckspiel? Glaubte er Lydia nicht reif für die Wahrheit?

Ghela schüttelte müde und schmerzhaft auf. Es kamen zu viele Zweifel auf einmal. Sie zermarterte sich das Hirn, um die Wahrheit zu wissen und fürchtete sich davor. Immer wieder fiel ihr das sonderbare Wort Veronesis ein: „Nicht die Vergangenheit — die Zukunft macht mir Grauen!“

## 11. Kapitel.

Wenn im Winter, im Dezember und Januar, in Sizilien die Agrumi reifen, also die Drangen, Citronen, Mandarinen, und in der ganzen üppigen Conca d'Oro diese herrlichen goldgelben Früchte aus dem schwarzgrünen Laub der Bäume herausleuchten, dann stellt sich auch noch ein anderer Wintergast, der im Sommer vom Staatsgefängnis streng verbannt ist und ein etwas kurioses Christengesicht darstellt, ein, nämlich das Schwein. Dann kommt die schöne Zeit der „Sanguinacci“, der halbe Traum der kleinen und großen Ledermäuler von Palermo und ganz Sizilien.

Blutwürstchen, wie der Mensch nun einmal von Jugend auf ist, macht man ein Gemisch von Schweineblut und Schokolade, das dann bald in Form von kleinen Würstchen, bald aber auch als wirtliche Würste, die den deutschen Blutwürsten so ähnlich sind wie ein Finger dem anderen, das Entzünden der Kinder bilden. Welche dem Unglücklichen, der nicht wenigstens einmal im Jahre, zu Natale, einen Sanguinaccio zu kosten bekommt! Er sieht das ganze Jahr als ein verlorenes an.

„Ich will gehen, Ubbadu,“ sagte Donna Sabina zu ihrem Vater; „Gennaro hat mir sechs Solbi gegeben, damit ich den Kindern Sanguinacci kaufen kann.“

„Sanguinacci?“ brummte der Alte. „Kaufe den Kindern ein herbes Stück Brod oder spare Dein Geld. Die Zeiten werden wohl noch kommen, daß Du's brauchen kannst.“

„Die armen Würmer! Sollen sie denn gar keine Lebensfreude haben? Sind wir nicht unglücklich genug?“

Die Kinder hatten kaum das Wort Sanguinacci gehört, als auch schon ihre Augen funkelten und leuchteten, und sie die Mutter am Kopf faßten und fortzogen.

„Besser einmal als nie,“ dachte Donna Sabina und ging fort.

Als Ubbadu allein war, kramte er wieder seine rote Fahne hervor, breitete sie auf der Brüstung, die ihm als Bett diente, aus und suchte sich mit den Fingern auf den weichen Flächen zu orientieren, die darauf festgenäht waren und die Worte: „O Vano o Morie!“ Brod oder Tod — darstellten sollten. Aber er kam damit nicht recht zu Stande. Er konnte sich nicht überzeugen, ob alles recht lag.

So schlich er denn leise und tastend nach der Thür und rief verflohen: „Gasparone! Gasparone!“

Der Jofos lag in der Fußgrube der Schmiede und schlief. Das war sein Feiertagsvergügen. Er hatte kein anderes.

„Bist Du's, Ubbadu? Was gibst?“ fragte er, sich ermunternd.

„Wann?“ sagte Ubbadu geheimnisvoll. „Sie sind alle fort. Ich bin allein.“

Gasparone erhob sich, schüttelte den schwarzen Kohlenhaub oberflächlich von sich ab und ging mit Ubbadu in dessen Wohnung.

„Hier ist sie,“ tuschelte Ubbadu wieder leise. „Du kannst sehen, Gasparone. Ist sie gut? Sieht sie nobel aus? Ist alles in Ordnung?“

Gasparone nahm das Nachwerk des alten Ubbadu in Augenschein. „Die Fahne! Hier,“ murmelte er dabei. „das sieht hm. Hast Du Schere und Nadel da? Man muß die Aufschrift von einem Ende der Stadt lassen können bis zum anderen. Brod oder Tod! Wenn wir sie eines Tags einfalten und im Winde flattern lassen, muß die ganze Stadt wie ein Zauberwort rufen: Brod oder Tod!“

„Ich trage sie, Gasparone. Und wenn es direkt in den Schlund der Hölle geht, ich trage sie, wohin Du willst. Hier ist die Schere.“

„Wer weiß, wie bald sich die Gelegenheit gibt!“ warf der Schmied leicht drohend hin.

Aber Ubbadu nahm das Wort mit einer aufgeregten Spannung und Neugier auf. „So?“ rief er eifrig. „Geht's endlich los? Weißt Du was? Haben sich die Schlafmühen endlich zusammengefunden?“

„Die Agrumi sind endlich gerathen, Ubbadu, die Pächter haben kein Geld, und nun sollen die Bauern den Ausfall tragen. Sie werden bis auf's Blut geschunden.“

„So, so! Die Agrumi? Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach ihn Ubbadu hitzig, „wenn die Agrumiernte schlecht ausfällt, müssen die Bauern hungern. Das ist in Sizilien eine alte Regel.“

„Sie wollen aber nicht hungern!“

„Was? Wollen nicht hungern? Sie müssen hungern.“

„Nein, sage ich Dir, sie müssen nicht. Diesmal nicht. Die ganze Insel ist im Aufbruch. Sie wollen diesmal nicht hungern. In Palermo haben sie das Municipio verbrannt wegen der Steuern auf das Mehl, in Castelvetro, Partanna, Montebello sind sie schon mit der bewaffneten Macht zusammengekommen; es hat blutige Kämpfe gegeben, Ubbadu, überall fliehen sie in großen Gruppen zusammen, um ihr Leben zu verteidigen und sich Nahrung zu verschaffen. Das machen die Fasci, weißt Du? Das machen die Verbände. Nur ein Wort, und es marschieren Tausende von ausgehungerten Bauern auf Palermo, um Brod oder Tod zu suchen. Und gerade jetzt fehlt uns Salbator!“

Er konnte das Wort aussprechen, Ubbadu aber er hielt in der Wärra.

Ubbadu hatte mit offenem Munde und steigender Erregung dieser Erzählung zugehört.

„Wir werden ihn befreien!“ polterte er jetzt laut und unvorsichtig los. „Was? Ist es nicht eine Schande, einen Unschuldigen monatelang festzuhalten wegen einer Sache, über die jeder vernünftige Mensch in zwei Stunden klar sein kann? Fort! Wo ist die Fahne? Brod oder Tod!“

In der offenen Thür, die nach der Straße hinausführte, erschien in diesem Augenblick ein langer dunkler Schatten. Der alte Ubbadu, der das natürlich nicht bemerkte, lärmte noch einige Sekunden weiter, aber Gasparone griff rasch nach der Fahne und verdeckte sie unter das Bett. „Still, still, Ubbadu, wir sind nicht allein!“ flüsterte er rasch und leise.

„Friede sei mit Euch!“ klang jetzt die tiefe, ruhige Stimme eines Franziskanermönches, der eben in den Raum eintrat. „Habt Ihr nichts für die Vermuthung? Der Segen des Herrn, den wir für Euch ersehnen, wird's Euch danken.“

„Ihr kommt an die falsche Adresse, Bruder Franziskaner,“ erwiderte Gasparone. „Wir haben selber nichts.“

Das hätte sich der Bettelmönch eigentlich selbst sagen können, denn obgleich er sich in dem düsteren Raum mit den nackten, schwarzgerupften Wänden auffällig aufmerksam umhau, konnte er doch nichts entdecken, was nur einigermaßen Versteck gebot.

„Nun, so segne Euch Gott,“ sagte er dann einfach, faltete die Hände wieder in den weiten Kleeblatt seiner Kutte zusammen und ging langsam davon, die kleine Gasse entlang, bis er vor der Kirche der Santa Maria bei Miracoli auf die Piazza Marina herauskam.

Diese überquerte er, um auf der anderen Seite des Platzes in den Giardini Garibaldi einzutreten, wo er einen Augenblick stehen blieb, um sich umzusehen.

Es waren nur wenig Leute in dem Garten, einige Kinderwärterinnen, die mit ihren Pflegebefohlenen in der Sonne spielten, ein paar Polizisten und hin und wieder einige Passanten, die vom Hofen oder vom Tribunalgebäude herliefen und den Garten durchquerten, um ihren Meo abzuführen.

Nach einer kurzen Pause ging der Mönch auf einen der Polizisten zu, der hinter einer großblättrigen Bananengruppe stand und in der Aufmerksamkeit, mit der er ein gegenüberstehendes Haus beobachtete, nicht sah, wie der Mönch herankam.

„Don Paolo!“ rief ihn der Franziskaner leise und unauffällig an, indem er an ihm vorüberging.

Der Polizist drehte sich etwas nach ihm um. „Ah, Sie sind's, Don Martin!“ sagte er dann ebenso leise.

„Lassen Sie sich nicht stören,“ fuhr der Mönch wieder fort, „was wir uns zu sagen haben, kann gesprochen, auch ohne daß wir uns dabei ansehen. Haben Sie etwas bemerkt?“

„Baron Buonanima ist bei ihm,“ erwiderte der Polizist.

„Wie?“ fragte der Mönch.

„Er ist unser gefährlichster Feind.“

„D nein!“ Er will sich ja verlegen lassen. Die juristischen Vorbeeren hängen ihm in's Gesicht.“

„Er denkt nicht daran. Er hat sein Gesicht zurückgezogen. Ich weiß es ganz bestimmt.“

„Woher?“

„Don Lorenzo lachte. „Sein eigener Sekretär gehört zu uns. Von ihm weiß ich auch, daß er schon vor Wochen zwei neue Geheimpolizisten für Palermo in Rom beantragt hat, Fremde natürlich, da ihm die hiesigen nicht geheimer erscheinen.“

„Was will er damit?“

„Ich —“ begann Don Lorenzo, brach aber plötzlich ab, weil seine Augen, die fortwährend unruhig umhergeschweiften, den Mönch dicht hinter sich schmelzen sahen.

„Was wollen Sie?“ fuhr er diesen an.

Der Franziskaner nahm beschleunigt sein Köpchen ab. „Euer Gnaden werden gütigst verzeihen,“ begann er demütig, „wenn die Armuth einen Bruder in Christo um eine kleine Gabe bittet.“

Don Lorenzo sah sich den Bruder in Christo misstrauisch an. Dann griff

er den Mönch, setzte sich auf eine dicht dabei stehende Bank und nahm den Mönch ab, als ob ihm warm sei.

Der Mönch war durch diese Mittheilung offenbar sehr erregt, suchte das aber zu verbergen, indem er sich bückte und seine Sandale festgog, als ob sie sich plötzlich gelöst hätte.

„Wie lange?“ fragte er leise, ohne den Polizisten dabei anzusehen.

„Eine Viertelstunde oder zwanzig Minuten höchstens. Er kam zu Fuß, aber seine Equipage wartet drüben am Finanzpalast. Ich habe sie dorthin dorthin geschickt.“

Nun sah die Sandale wieder fest, und Don Martino ging mit seinem eigenthümlichen schlurfenden Schritt weiter. Er verließ am anderen Ende den Garten wieder, drehte sich um und ging über die Straße weg an der Häuserzeile entlang, die dem Garten gegenüberlag und die auch der Polizei mit seiner Aufmerksamkeit bedachte.

An einem dieser Häuser war ein Messingchild angebracht, worauf zu lesen war: „Dottore Lorenzo Biale, Avvocato.“ Don Lorenzo Biale war ein renommirter Rechtsanwalt und besonders als Verteidiger in großen Kreisen sehr geschätzt. Es schien aber nicht, als ob der Franziskaner ihn in seiner Eigenschaft als Rechtsanwalt in Anspruch nehmen wollte. Er ging an dem Hause vorüber, nachdem er einen hastigen Blick in den Hofraum geworfen, obgleich dort momentan nichts zu sehen war, kehrte kurz darauf um, ging wieder bis zum Tribunalgebäude und dann denselben Weg zurück. Einmal bettelte er sogar eine Dame an, die ihm auf seinem Weg mit einem kleinen Mädchen begegnete. Die Dame gab ihm aber nichts, obgleich er ihr versprach, für ihre Seele zu beten.

Plötzlich fuhr eine erregte Kutsche über sein Gesicht, und er lautete aufmerk-sam, den Laut seiner Schritte möglichst dämpfend, nach dem Hausflur des Don Lorenzo Biale hin. Gleich darauf erschien dieser mit Baron Qualitieri in der Thür. Die beiden Herren gingen langsam in ihrem Gespräch vertieft über die Straße, dann zwischen der Piazza Marina und dem Giardini Garibaldi durch nach dem Finanzpalast zu. Der Mönch ging unauffällig hinter ihnen her, offenbar in der Absicht, etwas von ihrem Gespräch zu erlauschen. Lange Zeit blieb er aber in dieser Hinsicht ohne Erfolg. Erst an der Fontana del Garoffo gelang es ihm, so nahe an die beiden heranzukommen, daß er hin und wieder einzelne Brocken der Unterhaltung auf-fangen konnte.

„Sie können sich denken, wie fatal mir das war, Herr Baron,“ sagte Don Lorenzo. „Es lag eine große Gefahr darin, wenn der Schein, den Cavaliere Serafini ad hoc in den Verthei-gerung, in unrichtige Hände geriet.“

„Weshalb? Wer will uns denn etwas nachweisen?“ warf Qualitieri ein.

„Et, an solche Zufälligkeiten hängt manchmal ein ganzes Gebäude von Untersuchungen und Nachforschungen, und wir haben allen Grund, vorsichtig zu sein. Glücklichlicherweise war die Polizei, wie gewöhnlich, dumm genug und sah den Zusammenhang nicht ein.“

„Sie fanden sie den Schiefer, der schon verhaftet worden war, mit seinem Schein wieder dabei, woher er gekommen war, und dieser hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als den Schein wieder zum Cavaliere Serafini zu bringen, der ihn auch sofort auswechselte. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich den Schein endlich wieder in der Hand hatte.“

„Ach was! Ich halte die Sache für bedeutungslos.“

„Glauben Sie das nicht, Herr Baron. Man muß den Leuten nicht mit Gewalt die Augen öffnen. In der Hand des Procuratore De Luca wäre der Schein eine böse Waffe gewesen.“

„Er hirt sich hüten, uns noch einmal in die Quere zu kommen.“

„Sie beurtheilen den Mann falsch. Ich weiß, mit welcher Umsicht und Hartnäckigkeit er hinter die Geschäfte der Mafia zu kommen sucht.“

„Der arme Kerl! Er soll sich wohl hüten, ich werde ihm nicht in den Weg treten, aber ich werde ihm auch nicht aus, wenn er mit in den Weg tritt.“

„Das fehlte mir gerade, daß mir ein solcher Federfuchser über den Weg täpelt.“

„Er ist unser gefährlichster Feind.“

„D nein!“ Er will sich ja verlegen lassen. Die juristischen Vorbeeren hängen ihm in's Gesicht.“

„Er denkt nicht daran. Er hat sein Gesicht zurückgezogen. Ich weiß es ganz bestimmt.“

„Woher?“

„Don Lorenzo lachte. „Sein eigener Sekretär gehört zu uns. Von ihm weiß ich auch, daß er schon vor Wochen zwei neue Geheimpolizisten für Palermo in Rom beantragt hat, Fremde natürlich, da ihm die hiesigen nicht geheimer erscheinen.“

„Was will er damit?“

„Ich —“ begann Don Lorenzo, brach aber plötzlich ab, weil seine Augen, die fortwährend unruhig umhergeschweiften, den Mönch dicht hinter sich schmelzen sahen.

„Was wollen Sie?“ fuhr er diesen an.

Der Franziskaner nahm beschleunigt sein Köpchen ab. „Euer Gnaden werden gütigst verzeihen,“ begann er demütig, „wenn die Armuth einen Bruder in Christo um eine kleine Gabe bittet.“

Don Lorenzo sah sich den Bruder in Christo misstrauisch an. Dann griff

er den Mönch, setzte sich auf eine dicht dabei stehende Bank und nahm den Mönch ab, als ob ihm warm sei.

Der Mönch war durch diese Mittheilung offenbar sehr erregt, suchte das aber zu verbergen, indem er sich bückte und seine Sandale festgog, als ob sie sich plötzlich gelöst hätte.

„Wie lange?“ fragte er leise, ohne den Polizisten dabei anzusehen.

„Eine Viertelstunde oder zwanzig Minuten höchstens. Er kam zu Fuß, aber seine Equipage wartet drüben am Finanzpalast. Ich habe sie dorthin dorthin geschickt.“

Nun sah die Sandale wieder fest, und Don Martino ging mit seinem eigenthümlichen schlurfenden Schritt weiter. Er verließ am anderen Ende den Garten wieder, drehte sich um und ging über die Straße weg an der Häuserzeile entlang, die dem Garten gegenüberlag und die auch der Polizei mit seiner Aufmerksamkeit bedachte.

An einem dieser Häuser war ein Messingchild angebracht, worauf zu lesen war: „Dottore Lorenzo Biale, Avvocato.“ Don Lorenzo Biale war ein renommirter Rechtsanwalt und besonders als Verteidiger in großen Kreisen sehr geschätzt. Es schien aber nicht, als ob der Franziskaner ihn in seiner Eigenschaft als Rechtsanwalt in Anspruch nehmen wollte. Er ging an dem Hause vorüber, nachdem er einen hastigen Blick in den Hofraum geworfen, obgleich dort momentan nichts zu sehen war, kehrte kurz darauf um, ging wieder bis zum Tribunalgebäude und dann denselben Weg zurück. Einmal bettelte er sogar eine Dame an, die ihm auf seinem Weg mit einem kleinen Mädchen begegnete. Die Dame gab ihm aber nichts, obgleich er ihr versprach, für ihre Seele zu beten.

Plötzlich fuhr eine erregte Kutsche über sein Gesicht, und er lautete aufmerk-sam, den Laut seiner Schritte möglichst dämpfend, nach dem Hausflur des Don Lorenzo Biale hin. Gleich darauf erschien dieser mit Baron Qualitieri in der Thür. Die beiden Herren gingen langsam in ihrem Gespräch vertieft über die Straße, dann zwischen der Piazza Marina und dem Giardini Garibaldi durch nach dem Finanzpalast zu. Der Mönch ging unauffällig hinter ihnen her, offenbar in der Absicht, etwas von ihrem Gespräch zu erlauschen. Lange Zeit blieb er aber in dieser Hinsicht ohne Erfolg. Erst an der Fontana del Garoffo gelang es ihm, so nahe an die beiden heranzukommen, daß er hin und wieder einzelne Brocken der Unterhaltung auf-fangen konnte.

„Sie können sich denken, wie fatal mir das war, Herr Baron,“ sagte Don Lorenzo. „Es lag eine große Gefahr darin, wenn der Schein, den Cavaliere Serafini ad hoc in den Verthei-gerung, in unrichtige Hände geriet.“

„Weshalb? Wer will uns denn etwas nachweisen?“ warf Qualitieri ein.

„Et, an solche Zufälligkeiten hängt manchmal ein ganzes Gebäude von Untersuchungen und Nachforschungen, und wir haben allen Grund, vorsichtig zu sein. Glücklichlicherweise war die Polizei, wie gewöhnlich, dumm genug und sah den Zusammenhang nicht ein.“

„Sie fanden sie den Schiefer, der schon verhaftet worden war, mit seinem Schein wieder dabei, woher er gekommen war, und dieser hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als den Schein wieder zum Cavaliere Serafini zu bringen, der ihn auch sofort auswechselte. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich den Schein endlich wieder in der Hand hatte.“

„Ach was! Ich halte die Sache für bedeutungslos.“

„Glauben Sie das nicht, Herr Baron. Man muß den Leuten nicht mit Gewalt die Augen öffnen. In der Hand des Procuratore De Luca wäre der Schein eine böse Waffe gewesen.“

„Er hirt sich hüten, uns noch einmal in die Quere zu kommen.“

„Sie beurtheilen den Mann falsch. Ich weiß, mit welcher Umsicht und Hartnäckigkeit er hinter die Geschäfte der Mafia zu kommen sucht.“

„Der arme Kerl! Er soll sich wohl hüten, ich werde ihm nicht in den Weg treten, aber ich werde ihm auch nicht aus, wenn er mit in den Weg tritt.“

„Das fehlte mir gerade, daß mir ein solcher Federfuchser über den Weg täpelt.“

„Er ist unser gefährlichster Feind.“

„D nein!“ Er will sich ja verlegen lassen. Die juristischen Vorbeeren hängen ihm in's Gesicht.“

„Er denkt nicht daran. Er hat sein Gesicht zurückgezogen. Ich weiß es ganz bestimmt.“

„Woher?“

„Don Lorenzo lachte. „Sein eigener Sekretär gehört zu uns. Von ihm weiß ich auch, daß er schon vor Wochen zwei neue Geheimpolizisten für Palermo in Rom beantragt hat, Fremde natürlich, da ihm die hiesigen nicht geheimer erscheinen.“

„Was will er damit?“

„Ich —“ begann Don Lorenzo, brach aber plötzlich ab, weil seine Augen, die fortwährend unruhig umhergeschweiften, den Mönch dicht hinter sich schmelzen sahen.

„Was wollen Sie?“ fuhr er diesen an.

Der Franziskaner nahm beschleunigt sein Köpchen ab. „Euer Gnaden werden gütigst verzeihen,“ begann er demütig, „wenn die Armuth einen Bruder in Christo um eine kleine Gabe bittet.“

Don Lorenzo sah sich den Bruder in Christo misstrauisch an. Dann griff

## Feuer-Signale.

4 Remond und Bartel 169 Port Ave und 10.  
5 English's Opera-Haus 212 Capital Ave und 17.  
6 Galt und H. H. Port 212 Remond und 20.  
7 Galt und H. H. Port 212 Remond und 20.  
8 Galt und H. H. Port 212 Remond und 20.  
9 Galt und H. H. Port 212 Remond und 20.  
10 Galt und H. H. Port 212 Remond und 20.  
11 Remond und Bartel 212 Remond und 20.  
12 Galt und H. H. Port 212 Remond und 20.  
13 Galt und H. H. Port 212 Remond und 20.  
14 Galt und H. H. Port 212 Remond und 20.  
15 Galt und H. H. Port 212 Remond und 20.  
16 Galt und H. H. Port 212 Remond und 20.